

DAS PROFIL DES JÜDISCH-CHRISTLICHEN

Vortrag zum Tag des jüdisch-christlichen Dialogs
gehalten am 17. Januar 2009
in Grottaferrata, Diözese Frascati, Italien

DIE BEGEGNUNG VON JUDEN UND CHRISTEN IM LICHT DER HEILIGEN SCHRIFTEN – TEIL 2

VON MICHAEL P. MAIER, LEHRSTUHL FÜR DIE THEOLOGIE DES VOLKES GOTTES

Gliederung

Teil 1

1. Jüdisch-christlicher Dialog einst und heute
2. Was sind die „Heiligen Schriften“ der Juden?
3. Tanakh und Altes Testament - zwei Versionen eines Buches
4. Genauso wichtig wie die Bibel ist ihre Auslegung: der Talmud
5. Das Neue Testament, die definitive Auslegung des Alten

Teil 2

6. Perspektiven einer Begegnung zwischen Juden und Christen
 - a) Die Erinnerung
 - b) Das Land
 - c) das Volk
7. Eine jüdische Stimme zum heutigen Tag

Zusammenfassung

- 1) Tanakh und Talmud
- 2) Das Neue Testament, die definitive Auslegung des Alten

6. Perspektiven einer Begegnung zwischen Juden und Christen

Nachdem wir im ersten Teil des Vortrags die Heiligen Schriften von Juden und Christen betrachtet haben, möchte ich in einem zweiten, kürzeren Teil drei Bereiche einer Begegnung zwischen Juden und Christen skizzieren. Es handelt sich um drei zentrale Fragen für Judentum und Christentum, die angesichts einer immer heidnischer werdenden Welt nach einer gemeinsamen, wenn man so will, zweistimmigen Antwort verlangen.

a) Die Erinnerung

Damit es einen echten Dialog, eine Begegnung in der Wahrheit geben kann, müssen wir uns an die Vergangenheit erinnern. Wir müssen zurückschauen auf all die Ereignisse, die sich in den 4000 Jahren zugetragen haben, seitdem Abraham aus dem Land jenseits des Stromes auszog. Wir müssen unserer Wurzeln und der vielen Gemeinsamkeiten ebenso gedenken wie der Schuld und des vielfältigen Unrechts, vor allem von Seiten der Kirche, seitdem sich die beiden Glaubensgemeinschaften voneinander getrennt haben.

Dazu gehören, wie ich am Anfang gezeigt habe, die theologischen Disputationen und die Kreuzzüge des Mittelalters. Dazu gehören die Zwangsbekehrungen und die Vertreibung von Juden aus den Ländern Europas. Dazu gehören die Ghettos und die Rassengesetze. Dazu gehört wesentlich die Shoah mit der Ermordung von sechs Millionen Unschuldiger. Und dazu gehört, als Antwort darauf, die Gründung des Staates Israel vor 60 Jahren.

Für das jüdische Volk ist die Erinnerung überlebensnotwendig, die Erinnerung daran, dass es aus der Sklaverei herausgeführt und durch die Tora geheiligt wurde. Aber auch daran, dass es seinem Auftrag oft untreu wurde und deshalb ständig neu anfangen, umkehren muss.

Diesen Vorgang hat Papst Johannes Paul II. im Jubiläumsjahr 2000 auch in der Kirche angestoßen: die Erinnerung an eine Geschichte, in der die Christen oft auf der Seite der Macht stand und an anderen, z. B. den Juden, schuldig wurden. Die Kirche braucht keine Angst zu haben, Fehler einzugestehen. Wenn sie benannt und bereut werden, können sie zu einer Hilfe für die nächsten Schritte werden und den Boden für eine Kultur des gemeinsamen Erinnerns, gerade auch zwischen Juden und Christen, bereiten. Dann kann sogar aus dem größten Unheil ein Stück Erlösung wachsen, nach dem Wort des berühmten Baal Shem-Tov: „Das Geheimnis der Erlösung ist die Erinnerung“.

b) Das Land

Wir haben gesehen, dass in der Liturgie der Synagoge, aber auch in der Lehre und im Empfinden eines jeden Juden das Land eine entscheidende Rolle spielt. Wenn ein Jude von Israel spricht, nennt er es einfach *ha'arets*, das Land. Auf dieses Land richtet sich die Sehnsucht aller Juden, egal ob sie in Israel leben, sich mit dem Gedanken der Auswanderung tragen oder sich, wie wohl die meisten Juden Roms, auf Dauer in der Diaspora angesiedelt haben.

Auch für Christen ist das Land Israel sehr wichtig. Wir nennen es das „Heilige Land“, weil dort Jesus Christus gelebt hat und gestorben ist. Viele machen eine Pilgerreise dorthin, aber in der Regel bleibt es ein vorübergehendes geistliches Erlebnis. Zur gleichen Zeit hat die Kirche das Land schon früh spiritualisiert; das „Land, das von Milch und Honig trieft“, wurde in den Himmel, ins Jenseits verlegt.

Deshalb braucht es auch hier eine Begegnung zwischen Juden und Christen. In ihr könnten die Christen mit Erstaunen und Dankbarkeit wahrnehmen, dass die Mehrheit des jüdischen Volkes nach fast 2000 Jahren der Zerstreung wieder im eigenen Land lebt und einen eigenen Staat besitzt. Sie könnten sehen, welche großen Fortschritte dieses Land in den vergangenen 60 Jahren gemacht hat, so dass es heute ein moderner, demokratischer Staat ist. Ein solcher Staat bringt auch Probleme mit sich und hat auch Feinde. So ist die militärische Gewalt im Gaza-Streifen eine direkte Folge davon, dass die Gruppe der Hamas bis heute das jüdische Volk und seinen Staat vernichten will.

Christliche Pilger sollten nicht nur die Stätten besuchen, die an Jesus erinnern. Sie sollten auch das moderne Israel besuchen: die Großstädte an der Küste wie Tel Aviv, die Kibbutzim, das Herzl-Museum über den Zionismus, das Yad-Vashem-Museum über die Geschichte der Shoah, das Grab von David Ben-Gurion in der Wüste Zin... Sie könnten daraus lernen, dass Gott seinem Volk nicht den Himmel verheißen hat, sondern ein konkretes Land, um darin zu leben und um es zu entwickeln, landwirtschaftlich, technisch und sozial. Von ihm sagte der jüdische Philosoph Martin Buber im Februar 1939: „Dieses Land wird heilig genannt; aber das ist nicht die Heiligkeit einer Idee, es ist die Heiligkeit eines Stückes Erde.“

Wir Christen leben nicht in *einem* Land, sondern in vielen, ja, eigentlich in allen Ländern der Welt. Es ist nicht unsere Aufgabe, einen christlichen Staat aufzubauen. Was wir aber tun können, ist, an den Orten, an denen wir leben, Gemeinden zu bilden, in denen ein „Stück Erde“ unter die Herrschaft Gottes gestellt und verwandelt wird. Christliche Gemeinden sind, ähnlich wie jüdische Synagogen, kein Staat, aber soziale Gebilde, in denen das ganze Leben vorkommt, von der Erziehung der Kinder über das Geldverdienen, Fragen der Gesundheit, des Berufes und des

Wohnens bis hin zum Beten und Festefeiern. Solche Gemeinden sind wie Dependancen des heiligen Landes in der ganzen Welt und inmitten aller Kulturen. Sie sollten auch Orte sein, an denen Juden, die für kürzer oder länger außerhalb Israels leben wollen oder müssen, mitleben können.

c) Das Volk

„Wenn ihr auf meine Stimme hört und meinen Bund haltet, werde ihr unter allen Völkern mein besonderes Eigentum sein“ (Ex 19,5). Mit diesen Worten wurde Israel am Sinai zu Gottes Partner erwählt, zu einem „heiligen Volk“. Das bedeutet nicht, dass es dadurch Privilegien wie Macht, Ansehen, politischen und wirtschaftlichen Erfolg bekommen hätte. Im Gegenteil, ihm wurde eine Last auferlegt: das „Joch der Tora“ und damit eine Fülle von Geboten, um den anderen Völkern zu zeigen, wie ein Leben nach dem Willen Gottes aussieht.

Gott erwählt Israel nicht um seiner selbst willen, sondern weil es ihm um alle Menschen geht – „mir gehört die ganze Erde“ (Ex 19,6), heißt es unmittelbar im Anschluss. Denn letztlich sollen alle Menschen erfahren, was für einen Plan Gott mit der Welt hat und wie nach seinen Vorstellungen ein umfassender Friede hergestellt wird. Genau dafür braucht er das Gottesvolk, als sein Instrument, so wie man ein neues, lebensrettendes Medikament zunächst an einigen Freiwilligen ausprobiert, bevor man es allen anbietet. Die Auserwählung Israels prägt bis heute die Geschichte der Menschheit. Nicht deshalb, weil Israel sich damit gebrüstet hätte, sondern weil die anderen Völker neidisch waren auf seine besondere Rolle. So hat Adolf Hitler als Gegenreaktion die Auserwählung der arischen Rasse propagiert. Auch der arabisch-jüdische Konflikt, der den Vorderen Orient nicht zur Ruhe kommen lässt, hat hier seine Wurzeln.

Die Propheten haben häufig darüber nachgedacht, wie Israel zu einem Segen für die Völker werden kann. Sie haben als eine Antwort darauf die Vision von der Völkerwallfahrt entwickelt: Wenn Israel nach der Tora lebt und in seinem Innern eine gerechte, solidarische Gesellschaft aufbaut, werden die anderen Nationen davon angezogen werden. Sie werden zum Zion kommen, um seine Gesetze kennenzulernen und zu erfahren, wie auch sie in Frieden leben können. Sie werden schließlich ihre Waffen zu Werkzeugen umschmieden, um mit ihnen das Land zu bestellen. Nach dieser Vision, die sich beim Propheten Jesaja, aber auch in den Psalmen findet, wird Israel bei den Völkern nicht mehr Neid und Konkurrenzdenken auslösen, sondern Faszination und die Sehnsucht zur Nachahmung. Ist das eine Utopie, ein schöner Traum ohne jede Aussicht auf Verwirklichung? Man könnte es fast meinen, vor allem in diesen Tagen, in denen Israel selbst zu den Waffen greifen musste, weil es um sein Überleben kämpfen muss.

Und doch gibt es auch Beispiele, wie durch die Hinwendung zum Gottesvolk der Frieden in der Welt vermehrt wurde. Viele einzelne, manchmal sogar ganze Völkstämme haben sich im Lauf der Geschichte dem jüdischen Volk angeschlossen. Daneben gab es in Zeiten der Verfolgung immer wieder die sogenannten „Gerechte aus den Völkern“, die uneigennützig Hilfe leisteten. Die weitaus größte Völkerwallfahrt jedoch geschah vor zweitausend Jahren, als sich eine Vielzahl von Heiden den christlichen Gemeinden anschlossen und dadurch in Kontakt mit den Lehren der Tora kamen.

Nicht nur die Kirchenväter dachten, dass sich so die Völkerwallfahrt verwirklicht. Auch der große jüdische Gelehrte des Mittelalters, Maimonides, stellte fest, dass „inzwischen die ganze Welt voll (geworden ist) vom messianischen Gedanken und von den Worten der Lehre und der Gebote; verbreitet haben sich jener Gedanke und diese Worte auf fernen Inseln und unter vielen Völkern unbeschnittenen Herzens und unbeschnittenen Fleisches; alle beschäftigen sie sich jetzt mit den Worten der Tora und mit der Frage ihrer Gültigkeit“.

Als ein Beispiel aus der neueren Zeit könnte man die Erklärung der Menschenrechte nennen, deren 60. Jahrestag wir im Dezember 2008 begingen. Durch sie wurden die humanitären Prinzipien der jüdischchristlichen Bibel als Leitlinie für die ganze Völkerfamilie festgeschrieben. Die Kirche war in den letzten zweitausend Jahren damit beschäftigt, die „Worte der Tora“ zu den Völkern hinauszutragen. Nun ist die Zeit gekommen, dass sie die Völker zum Zion zurückführt, von dem die Tora ausgegangen ist. Denn nur gemeinsam mit Israel werden sie den Weg des Friedens finden, den *shalom*, den nach einem Wort des Jesaja Gott „den Fernen und den Nahen“ (Jes 57,19) schenken möchte.

7. Eine jüdische Stimme zum heutigen Tag

Als im November vergangenen Jahres bekannt wurde, dass die jüdische Seite sich in diesem Jahr nicht aktiv am Tag des jüdisch-christlichen Dialogs beteiligen möchte, berichtete ich davon einem Freund aus Israel, dem Schriftsteller Chaim Noll (der in 90-er Jahren übrigens vier Jahre in Rom gelebt hat). Er schrieb mir darauf eine Mail, aus dem ich zum Schluss dieses Vortrags einige Sätze zitieren möchte:

„Dein Papier über die neuesten Diskussionen der jüdisch-christlichen Beziehungen habe ich mit großem Interesse gelesen. Es scheint eine Art Ratlosigkeit zu geben, wie weit man gehen dürfe, wie weit man sich auf Gespräche über Konzeptionelles einlassen könne etc. Und in Anbetracht dessen, dass alles, was wir auf diesem Gebiet tun, vollkommen neu ist, atemberaubend neu, scheint mir das Bedürfnis nach gelegentlichen Atempausen verständlich. Auch nach einem Befragen der eigenen

Position, der eigenen Absichten. Insgesamt, denke ich, lässt sich der Prozess nicht mehr aufhalten. Er ist ja auch nicht per Verordnung entstanden, sondern – auf beiden Seiten – aus tiefstem Herzensbedürfnis heraus. Besser gesagt, aus tiefster Seelennot. Wir alle, Juden oder Christen, wollen und können nicht mehr mit dem Zerwürfnis leben. Einmal, weil sich gezeigt hat, wie sehr es uns allen schadet. Zum anderen, weil es in der heutigen Welt, angesichts der heutigen Herausforderungen, nur noch gemeinsam geht.“

Zusammenfassung

1. Tanakh und Talmud

Genauso wichtig wie die Bibel ist für Juden ihre Auslegung: der Talmud. Der Tanakh, die jüdische Bibel, ist für gläubige Juden die wesentliche, alles umfassende Urkunde des Willens Gottes. In ihm ist alles enthalten: alles, was sie glauben müssen, alles, was sie über Gott, die Welt und den Menschen wissen müssen, alles, was sie tun müssen, um als Gottesvolk zu leben, alles, was sie hoffen können.

Dennoch kann man das, was in der Bibel steht, nicht direkt auf das Leben eines Volkes anwenden, das in ganz anderen geschichtlichen Umständen lebt. Eine orthodoxe Jüdin und Professorin aus Jerusalem sagte dazu bei meinem letzten Besuch in Israel im vergangenen Sommer: „Wir Juden lesen den Tanakh, aber wir leben nicht nach dem Tanakh. Unser Leben richtet sich vielmehr nach dem Talmud.“

Der Talmud also als eine Anleitung für das konkrete Leben. Aber was ist das, der Talmud? Diese Frage hat mir vor kurzem sogar ein amerikanischer Theologiestudent gestellt. Für Katholiken ist der Talmud vielleicht das unbekannteste, fremdeste, verschlossenste Buch. Es ist eine Sammlung von Diskussionen der Rabbiner über einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten, von der Antike bis ins frühe Mittelalter, eine Debatte darüber, wie die Gebote der Tora in den unzähligen Situationen des Alltags praktiziert werden können.

Der Talmud ist wesentlich umfangreicher als der Tanakh, eine ganze Bibliothek aus 63 Bänden, die alle Bereiche des Lebens behandelt. Um einen Eindruck zu geben, nenne ich nur die Titel der sechs Hauptteile: „Aussaat“, über die Abgaben an Priester und sozial Bedürftige; „Festzeiten“, über die Fest- und Fasttage; „Frauen“, das Familienrecht; „Schäden“, über Schadensersatz und Strafen; „Heiliges“, über den Opferkult; „Reines“, die Reinheitsvorschriften.

Der Talmud besteht zum größten Teil aus gesetzlichen Stoffen, aber er ist kein Gesetzbuch wie das Kirchenrecht, mit eindeutigen, systematisch geordneten

Anweisungen. Vielmehr ist er die Niederschrift einer ständigen, leidenschaftlichen Diskussion über die richtige Lebensweise, ein Disput, der eigentlich kein Ende hat, weil das Leben immer neue Situationen hervorbringt.

Auch der Talmud ist „Tora“, Weisung. Nach dem jüdischen Glauben wurde auch er von Mose am Berg Sinai empfangen, aber nicht sofort aufgeschrieben, sondern über viele Generationen hinweg mündlich weitergegeben und erst am Ende schriftlich aufgezeichnet. Deshalb wird er im Unterschied zu den fünf Büchern Mose als die „mündliche Tora“ bezeichnet.

So ist alles, was Gott den Menschen mitteilen wollte, in der Tora enthalten, der schriftlichen und der mündlichen. Wer den Willen Gottes kennen möchte, braucht nicht auf eine Stimme aus dem Himmel oder aus seinem Herzen zu warten; er kann alles in diesen Büchern finden.

2. Das Neue Testament, die definitive Auslegung des Alten.

Ein ähnlicher Vorgang wie im Judentum fand auch in der Kirche statt. Zum Alten Testament kam ein Kommentar hinzu, das Neue Testament, die definitive Auslegung der Offenbarung Gottes.

Der heilige Augustin erklärte das Verhältnis zwischen beiden folgendermaßen: *Novum Testamentum in Vetere latet et Vetus in Novo patet* – „Das Neue Testament ist im Alten verborgen und das Alte enthüllt sich im Neuen“. Das Neue Testament ersetzt also nicht das Alte Testament, so dass wir von nun mit ihm allein auskämen. Im Gegenteil, es bekräftigt das Alte Testament und zeigt, wie wir seine Verheißungen und Weisungen verstehen und ins Leben übersetzen können. Zwar enthält es nicht so detaillierte Erörterungen wie der Talmud, aber aus der Praxis und Lehre Jesu und aus den vielen konkreten Fällen in den Briefen der Apostel an ihre Gemeinden ergeben sich klare Maßstäbe, wie das Leben im Glauben aussehen sollte.

Ohne das Alte Testament und die darin enthaltene Geschichte des Gottesvolkes bleibt das Neue unverständlich. Deshalb ist es ein schlimmes Missverständnis, wenn einige moderne Theologen fordern, dass man in den Missionsländern das Alte Testament durch die dortigen Traditionen ersetzen sollte, z. B. durch die Weisheit des Konfuzius oder die Lehren des Buddha. Denn Altes und Neues Testament zusammen bilden die eine, zweigeteilte Heilige Schrift der Christen.

An diesem Punkt muss ich jedoch noch etwas präzisieren: Das Christentum beruht letztlich nicht oder nicht nur auf der Heiligen Schrift; es ist auch streng genommen keine Buchreligion. Es geht vielmehr zurück auf eine Person, auf Jesus von Nazareth. Er, nicht einfach das Neue Testament, ist die definitive Auslegung der Tora. Papst Benedikt hat es beim Angelus-Gebet vor zwei Wochen so gesagt: „Die

Jünger kannten Jesus, waren mit ihm zusammen, hörten seine Verkündigung und sahen die Zeichen, die er tat, und erkannten so, dass sich in ihm alle Schriften erfüllten“ (4. 1. 2009). Für die Jünger, so sagte der Papst schon früher einmal, war Jesus die „Tora in Person“. Dieses Wort bringt nicht nur die tiefe Übereinstimmung von Altem und Neuem Testament zum Ausdruck. Es drückt auch eine Grundwahrheit des jüdisch-christlichen Glaubens aus: Die Bibel, so kostbar und unentbehrlich sie ist, um den Willen Gottes zu erkennen, ist nicht alles. Denn Gottes Wort will nicht Buchstabe bleiben, will nicht in einem Buch oder einer Rolle eingeschlossen bleiben. Gott möchte, wie der Prophet Jeremia sagt, die Tora auf das menschliche Herz schreiben, damit sie das Leben, nicht nur das Leben des einzelnen, sondern das eines Volkes, erfasst und umgestaltet. Ich glaube, dass Juden und Christen sich in diesem Punkt sehr nahe sind. Vielleicht legen sie nur einen anderen Schwerpunkt: während die einen eine Person in die Mitte stellen, die den Gottes Willen ganz erfüllt hat, den Knecht und Sohn Jesus von Nazareth, halten die anderen daran fest, dass es ein Volk braucht, Israel als erstgeborenen Sohn und Gottesknecht.